

Der "Spez"

Autor(en): **Januszweska, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 43

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Wald geschlagen haben, diese vergessen. Unter dem Reisig aber ist des Pudels Kern, Minen. In Abständen von je zwei bis drei Meter stecken die fatalen Kuckuckseier des Todes und wer darauftritt, braucht keine Angst mehr vor'm Steuerzahlen zu haben. Im Ernstfalle würden die Reisigbüschel natürlich fortgeräumt, da sich im Kriege Warnungstafel «Achtung! Hier wird scharf geschossen!» noch nicht eingebürgert haben.

Und jetzt kommt Mikosch's Nervosität. Er ist eigentlich gar nicht nervös gewesen, wie wir ausgeritten sind. Es ist ein himmelblauer Tag, an dem sich in diesen Bergen nordische Herbit der Felsenwelt mit der Ahnung des Südens verbindet, der hinter den Graten liegt. Und ich habe einen wunderschönen Durst; denn wir haben zu Mittag Gullyasch mit Tarhonya (ungarische Teigwaren) gehabt. Ich will zu einer Stellung am Nordfuß des Mittagkofels reiten, wo eine ehren- und trinkfeste Runde junger Offiziere, zumeist alte Waffenstudenten, haust, präsiert von einem äußerst bierehlichen Oberleutnant, der den schönen Namen Großschädel führt. Ein prächtiger Kerl mit einer Gurgel wie eine Zementröhre. Wenn ich dort zu Besuch bin, wird immer das daraus, was die Studenten mit den Worten besingen:

Ei, das war ein schönes Fest,
Alles wieder voll gewest.

Bei der Heimkehr (falls ich nicht so geladen bin, daß ich dort übernachtete) muß ich vertrauensvoll dem Mikosch die Führung überlassen. Er ist Abstinenzler und bringt mich so zuverlässig vor meine Unterkunft, daß mich mein Bursche wie einen reifen Apfel vom Roß pflücken kann.

Es ist somit alles in Butter und durch das Gullyasch habe ich einen Durst, den man schon eher einen Brand nennen kann. Der ungarische Koch schüttet den Paprika fäusteweis in die Pfannen.

Ich sehe in meiner alten, felszerschundenen Uniform wirklich nicht wie ein General aus und es ist mir unerfindlich, welche Bedeutung der italienische Beobachter auf dem Montasiograt dem bieder und schlicht auf seinem Rößlein dahinzuckelnden Eidgenossen beigemessen haben mag. Oder war ihm nur langweilig und er, oben in seiner Felsenklause, ärgerte sich, daß andere Leute so gemütlich am hellheiteren Tag spazierenreiten.

Jedenfalls — schsch! Bumm! Ein Schrapnell kommt über die Berge daher. Es ist schlecht tempiert und explodiert gerade über mir, so daß der Streuengel weit vorne liegt. Also kein Grund zur Aufregung, solange es so weitergeht. Mit dem wohlbekannten hohlen Singen fällt die Hülse herab und schlägt im Gebüsch krachend auf

einen Stein. Das Schießen ist Mikosch gewöhnt, vielleicht hat ihn der Lärm, als ob eine ganze Eisenhandlung einstürzt, «bissl nervös» gemacht. Und das genau dort, wo rechts und links die Minenfelder liegen, vor den Stacheldrahtwüsten der zweiten Verteidigungslinie!

Ein zweites und drittes Schrapnell löst sich über mir in ein allerliebtes, duftiges Wölkchen auf, die Kugeln prasseln vorne in Gebüsch, als ob ein Lausbub Steine werfe.

Da reißt Mikosch aus: oben kracht's und vorne knattert's, das ist für seine zarte seelische Veranlagung zu viel. Mit bockenden Sprüngen wie ein närrisch gewordener Ziegenbock geht er ab und ich komme mir auf dem wackelnden Pferderücken vor wie ein Cowboy. Im Kino habe ich das gesehen, wenn sie wilde Pferde bändigen, die auf- und niederschnellgleich Sprungfederstratzen. Doch im Kino und auch in der Prarie ist das bedeutend gemütlicher; ich glaube nicht, daß der selige Old Shatterhand mit seinem Rappen, dessen Name wie ein steirischer Jodler klingt — Hatatitla oder so ähnlich, in einem Minenfeld herumgetanzt ist.

Während ich Zaum und Trense anreißt, als ob ich dem Mikosch das Maul zerschneiden wollte, ist mir, als fühle ich eine eiskalte Faust im Nacken. Jammervoll ist es, auf eine solche blödsinnige Art zugrundegehen zu müssen. Ich schwärme weder für den «ehrlichen Schlachtentod», noch lege ich keinen Wert darauf, vom Fels zutode zu stürzen. Aber dennoch wäre mir beides lieber als von einer aufschießenden Mine in Stücke zerfetzt zu werden. Und jetzt oder jetzt muß dieser verrückte Mikosch doch auf ein Reisigbündel hupfen und damit den Zündkontakt auslösen.

Ob die Italiener noch immer schießen, weiß ich gar nicht mehr. Der Wachtposten an der zweiten Sperre, der das alles sieht und geistreicherweise brüllt: «Jesses, passens auf — meld g'horsamst!», dieser besorgte brave Mann hat mir später erzählt, daß noch drei Schrapnells harmlos in Busch und Stein gepfeffert sind.

Das alles dauert nur Sekunden, kommt mir aber vor wie eine Ewigkeit. Und schon regt sich wieder der unbändige heiße Lebenswille. Es gibt kein Denken, sondern des Menschen hochgerühmte Gehirntätigkeit ist auf die Blitzgeschwindigkeit des tierischen Instinktes umgeschaltet. Ich werfe das linke Bein über den Pferdehals, lasse mich aus dem Sattel gleiten. Um ein Haar wäre ich, vornüber stürzend, gerade auf eines der fatalen Reisigbündel gefallen.

Aufstehen — davonrennen! Und einen wenig freundlichen Gruß an das Roß denkend: «Flieg du allein in die Luft, blödes Vieh!»

Ich springe über das und zwischen dem Reisig hin, da ist die Strafe, das eiserne Tor, die Sandsackmauer! Und dann eine Zigarette — es ist komisch, daß man sich nach solchen Augenblicken fast unbewußt stets eine Zigarette anzündet.

«Teif, Teif!» sagt der Wächter am Tor. «Ich hab g'meint, der Herr Referent is hin, meld' g'horsamst.» «Ich nicht, aber das Roß», antworte ich kurz und denke, was der freundliche Oberstleutnant sagen wird, wenn ich ihm melden muß, aus dem Mikosch sei Hackbraten geworden.

Ein wenig tanzt die Landschaft noch vor meinen Augen, der Grat des Montasio scheint in Wellenlinien zu schwimmen und die Schuttfelder der Seisera sind wie ein schuppiger, grauschillernder Drache, der langsam näher kriecht. Ich warte, daß es plötzlich einen Ruck durch die Erde gibt, daß Feuer hochschießt und wir uns hinter die Sandsäcke ducken müssen. Aber nichts geschieht.

«Herr Referent», schreit der Posten so hell als täte er jodeln, «ich bitt Ihnen, meld' g'horsamst, schauens Ihnen das an. Gscheit is so ein Viech, meld' g'horsamst.»

Was ist denn das? Da kommt Mikosch, hat sich, vielleicht durch die plötzliche Leere des Sattels ernüchert, beruhigt. Mit hochgehobenen Beinen, als zählte er, schreitet er zwischen den Reisigbündeln dahin, unendlich vorsichtig, als wisse er genau, daß darunter der Tod stecke. Oder weiß er es wirklich? Du wundersames Rätsel der Tierseele, das wir neumal klugen Menschen nie ergründen werden! Die Gemse im Hochgebirg, die genau weiß, daß sie hier nicht gehen darf, weil im nächsten Augenblick Steine über die Wand fallen — die Krähe, welche den Ackersmann auf fünf Schritte nahekommen läßt, aber dann auffliegt, wenn der Jäger mit dem Gewehr gerade in Schußweite kommt! Wer wird je erfahren, was diese Tiere warnt, wer wird mir je sagen können, warum mein Mikosch ausgerechnet dorthin seine zierlichen Hufe setzte, wo keine Minen lagen?

Da ist er nun, streckt den Kopf aus, die dunklen schönen Pferdeaugen sehen mich an, als wollten sie um Verzeihung bitten. Dann hebt er das Haupt und wiehert etwas in die Luft, das klingt, als wolle er sagen: «Gottlob, daß wir wieder beisammen sind.»

«Mikosch, du bist ein Kameel!» sage ich und krame in meiner Tasche. Er versteht diesen zoologischen Unsinn nicht, das Stück Zucker, das seine sammetweichen Lippen aufnehmen, sagt ihm mehr.

Dann reiten wir weiter und das Leben ist schön, so wunderschön!

An diesem Abend bei Freund Großschädel — «ach, das war ein schönes Fest!»

Der «Spez»

Aus dem Russischen, von H. Januszewska

Der amerikanische Ingenieur Fost hatte einen Vertrag auf ein Jahr Arbeit in der Sowjetunion unterschrieben. Seine Verwandten und Freunde meinten, er hätte dabei ein gutes Geschäft gemacht.

«Passen Sie auf, Freundchen», sagte ihm ein bekannter Fabrikdirektor, «die Bolschewisten werden Sie für ihr Geld tüchtig schwitzen lassen!»

Fost erklärte ihm, daß er sich vor keiner Arbeit fürchte, sondern, im Gegenteil, schon lange ein interessantes Arbeitsfeld für die Verwendung seiner umfassenden Kenntnisse gesucht hätte.

Er packte seine Koffer und reiste nach Europa ab. «Sie fahren nach Moskau, auf Arbeit?» fragte man ihn am dritten Tag auf dem Schiff. «Oh, da werden Sie sich noch umsehen!»

Als Fost Mitteleuropa im Eisenbahnwagen durchkreuzte, näherte sich ihm ein neugieriger Passagier, fragte ihn aus über das Ziel seiner Reise, und meinte dann bedauernd: «Sie werden Sie in Moskau wie eine Zitrone auspressen!»

Diese trüben Voraussagen machten auf den empfindsamen Fost doch einen gewissen Eindruck, es schien ihm jetzt sogar, daß er vielleicht doch nicht ein so gutes Geschäft mache, wie er anfangs geglaubt hatte...

Der Geschäftsführer des Trusts betrat das Kabinett des Direktors und sagte, sich verneigend:

«Der ausländische Spez (Fachmann) ist angekommen.» «Ach, der Amerikaner, mit dem wir den Vertrag geschlossen haben? Schön, wir haben ihn dringend nötig. Wo steckt er?»

«Fürs erste im Hotel. Mag er sich von der Reise ausruhen.» «Was heißt ausruhen?» Der Direktor wurde unruhig. «Für ihn ist viel Geld bezahlt worden, wir brauchen ihn sofort. Schade nur, daß ich wegfahren muß —, also, schieben wir es bis morgen auf, bestellen Sie ihn zu mir punkt 11 Uhr!»

Punkt 11 Uhr saß der amerikanische Ingenieur im Empfangszimmer des Direktors. Letzterer war noch nicht da.

Eine Stunde verging. Eine zweite. Der Ausländer begann sich zu langweilen. Seine einzige Unterhaltung war der Geschäftsführer, der von Zeit zu Zeit in der Tür erschien und fragte: «Wie, der Direktor ist noch nicht da? wie sonderbar!»

Um zwei Uhr bemerkte der Geschäftsführer im Korridor den Ingenieur Dunajewski; er stürzte auf ihn zu und begann zu flüstern:

«Ich weiß wirklich nicht, was ich machen soll! Iwan Pawlowitsch hat den Amerikaner auf 11 Uhr bestellt, ist aber selbst in Geschäften nach Leningrad gefahren und kommt nicht vor einer Woche zurück. Leisten Sie ihm doch ein wenig Gesellschaft, Kazimir Felixowitsch, es ist so peinlich, es ist schließlich ein ausländischer Spez —, für ihn ist viel Geld gezahlt worden!»

Dunajewski gelang es dann wirklich, die mißmutige Stimmung des Fremden zu verschneiden, — er war liebenswürdig, plauderte, führte ihn in die Tretjakowsche Bildergalerie und zeigte ihm das berühmte Bild: Iwan der Schreckliche tötet seinen Sohn. Im Laufe der Woche hatte der Amerikaner, von Dunajewski begleitet, drei Museen besichtigt, das Ballett «Dornröschen» von Tschaikowski angesehen, zwei Symphoniekonzerte besucht, fünf Stunden den ihm zu Ehren veranstalteten feierlichen Empfang abgesehen.

«Liebes Kind!» schrieb er an seine Braut in Philadelphia, «nun bin ich bereits 10 Tage in Moskau und habe noch keine Arbeit zugewiesen bekommen. Ich muß befürchten, daß man mir diese Zeit vom Gehalt abzieht.» Am 15. brachte ihm jedoch der Kassenbote den Gehalt für den halben Monat.

«Scheint es Ihnen nicht, Mister Dunajewski, daß man mir dies Geld umsonst gezahlt hat?» fragte er seinen neuen Freund.

«Wieso umsonst?» wunderte sich dieser. «Sie kommen ja alle Tage zu uns ins Büro.»

«Aber ich tue ja nichts. Sie haben mir bis jetzt noch keine Arbeit aufgetragen.»

«Lassen Sie diese schwarzen Gedanken, Kollege», rief der Ingenieur lächelnd, «übrigens, wenn Sie es durchaus wollen, können wir Ihnen ja einen eigenen Arbeitstisch in meinem Kabinett aufstellen lassen.»

«Am nächsten Tag saß der «Spez» an seinem eigenen Tisch und schrieb Briefe an seine Braut:

«Liebes Kind! Mein Leben hier scheint mir seltsam und ungewöhnlich. Ich habe absolut keine Arbeit, erhalte zweimal im Monat Gehalt, — ich bin sehr erstaunt.»

Als der Direktor nach einem Monat aus Leningrad zurückkehrte und erfuhr, daß Fost bereits seinen eigenen Arbeitstisch habe, beruhigte er sich: Also, schön, mag Dunajewski den Amerikaner nun allmählich in das Laufende einführen...

Nach drei Monaten meldete sich Mister Fost beim Direktor des Trusts.

«Ich kann das nicht zulassen, daß man mir umsonst Geld zahlt», sagte er aufgeregt, «geben Sie mir Arbeit, diese Lage ist auf die Dauer unerträglich; wenn das nicht bald anders wird, werde ich mich in Ihrem Kommissariat beschweren!»

Die letzten Worte mißfielen dem Direktor; er ließ den Ingenieur Dunajewski rufen:

«Was ist das mit Ihrem Ausländer, Kazimir Felixowitsch?» fragte er unzufrieden, «ist er verrückt geworden?»

«Wissen Sie, Iwan Pawlowitsch», sagte Dunajewski lächelnd, «ich meine, der ist einfach ein Nörgler! Bei Gott, er sitzt ruhig am Tisch, tut nichts, bekommt eine Unmenge Geld und ist immer unzufrieden. Das ist schon so eine Nörglernatur! An Ihrer Stelle würde ich Repressalien anwenden.»

Nach zwei Wochen schrieb der Ingenieur Fost seiner Braut Briefe, nicht mehr aus Moskau, sondern aus irgendeinem Srednje-Udinsk: «Endlich bin ich in einer Fabrik, liebes Kind, habe viel und interessante Arbeit. Ich fühle mich wohl und schaffe tüchtig. Und denke dir nur Liebe, ich bin hierher 'zur Strafe' versetzt worden, haha...»